

dtv

In sieben meisterhaft erzählten Geschichten entführt F. Scott Fitzgerald in die Welt seiner skurrilen, melancholischen und liebenswerten Figuren. Warum Bernice ihre Haare verliert, der Besuch bei einer alten Kindheitsliebe eine unerwartete Wendung nimmt und ein kurzer Trip nach Hause fast tödlich endet: all dies sind die Themen des berühmten Schriftstellers, der mit ungeheurer Sprachkraft und einem unnachahmlich poetischen Ton die Leser in seinen Bann zieht.

*F. Scott Fitzgerald*, geboren am 24. September 1896 in St Paul, Minnesota, studierte in Princeton, brach sein Studium aber wegen seiner Leidenschaft für das Schreiben ab. Nach dem Erfolg seines ersten Romans *'This Side of Paradise'* heiratete er und ging mit seiner Frau Zelda nach Europa, wo er in Paris und an der Französischen Riviera einige strahlende Jahre verbrachte und zahlreiche Schriftsteller und Künstler zu seinen Freunden zählte. Alkoholismus und der psychische Zusammenbruch Zeldas verdüsterten seine letzten Lebensjahre. F. Scott Fitzgerald starb am 21. Dezember 1940 in Hollywood. Sein Roman *'Der große Gatsby'* (1925) gilt heute als eines der wichtigsten Werke der amerikanischen Literatur.

Der Übersetzer *Lutz-W. Wolff*, geboren 1943 in Berlin, promovierte 1969 über Heimito von Doderer. Er lebt in München.

F. Scott Fitzgerald

Bernice schneidet ihr Haar ab

Erzählungen

Neu übersetzt, mit einem Nachwort  
und Anmerkungen von  
Lutz-W. Wolff

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von F. Scott Fitzgerald  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Der große Gatsby (13987)  
Zärtlich ist die Nacht (14057)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Neuübersetzung 2012  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2012 Deutscher Taschenbuch Verlag, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: 'Orange Scarf' (2002) von Catherine Abel  
(bridgemanart.com/Private Collection)  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14120-8

# Inhalt

Bernice schneidet ihr Haar ab

7

May Day

46

Ein kurzer Trip nach Hause

121

Doppeltes Unrecht

153

Drei Stunden zwischen zwei Flugzeugen

185

Das verlorene Jahrzehnt

195

Der seltsame Fall des Benjamin Button

201

Nachwort

243

Anmerkungen zum Text

255

Zeittafel

277



## Bernice schneidet ihr Haar ab

Wenn man sich an Samstagabenden nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Golfplatz an den ersten Abschlag stellte, lagen die Fenster des Country Clubs wie ein gelber Horizont über einem schwarzen, bewegten Meer. Die Wellen dieses Meeres waren die Köpfe der vielen neugierigen Caddies, der etwas schlaueren Chauffeure und der tauben Schwester des Golflehrers. Normalerweise gab es auch ein paar andere, sanfte Wellen, die genauso gut im Inneren hätten plätschern können, wenn sie gewollt hätten. Das war die Galerie.

Der »Balkon« befand sich im Inneren. Er bestand aus einem Kreis von Korbstühlen an den Wänden des großen Clubraums, der an diesen Abenden zum Ballsaal wurde. Dieser Bereich war erfüllt von einem großen weiblichen Stimmengewirr, hervorgerufen von Damen mittleren Alters mit scharfen Augen und eisigen Herzen hinter Lorgnetten und breiten Busen. Die Hauptfunktion des Balkons war kritischer Natur. Gelegentlich zeigte er widerwillige Bewunderung, aber gebilligt wurde hier gar nichts, denn unter Damen über fünfunddreißig ist wohlbekannt, dass die jungen Leute nur die übelsten Absichten hegen, wenn sie sich im Sommer zum Tanz treffen, dass verirrte, einzelne Pärchen in den Ecken barbarische Dinge tun, wenn sie nicht ständig mit versteinerten Blicken traktiert werden, und dass die beliebtesten und ge-

fährlichsten Mädchen manchmal sogar in den geparkten Limousinen ahnungsloser Matronen geküsst werden.

Aber letztlich ist dieser Kreis von Kritikerinnen nicht nahe genug an der Bühne, um die Gesichter der Schauspieler sehen zu können und die subtilen Nuancen der Handlung genau zu erfassen. Sie können nur die Stirn runzeln und die Köpfe zusammenstecken, Fragen stellen und befriedigte Schlüsse aus ihren Prinzipien ziehen, zu denen unter anderem gehört, dass jeder junge Mann mit einem höheren Einkommen das Leben eines gejagten Rebhuhns führt. Das eigentliche Drama der trügerischen, halbgrausamen Welt der Adoleszenz können sie niemals begreifen. Nein, die Hauptdarsteller, der Chor, die »Logen« und das »Parkett« befinden sich in jenem Wirbel von Gesichtern und Stimmen, der sich zu den klagenden afrikanischen Lauten von Dyer's Orchester im Tanz wiegt.

Vom sechzehnjährigen Otis Ormonde, der noch zwei Jahre auf der Hill School bleiben muss, bis zu G. Reece Stoddard, der zu Hause über dem Schreibtisch schon ein juristisches Diplom aus Harvard hängen hat, von der kleinen Madeleine Hogue, die sich immer noch seltsam und unbehaglich mit der hochgesteckten Frisur fühlt, bis zu Bessie MacRae, die schon ein bisschen zu lange – mehr als zehn Jahre – der Mittelpunkt jeder Party ist, bildet dieses bunte Durcheinander nicht nur die eigentliche Bühne, sondern umfasst auch die einzigen Leute, die einen ungehinderten Blick darauf haben.

Mit einem Tusch hört die Musik auf. Die Paare tauschen ein müheloses, künstliches Lächeln, wiederholen spöttisch die letzten Takte: *la-di-da-da dum-dum*, und dann übertönt das Gickern junger weiblicher Stimmen das Beifallklatschen.

Ein paar enttäuschte junge Männer, die gerade abklatschen wollten und mitten auf der Tanzfläche vom Ende der Musik überrascht worden sind, kehren lustlos an die Wände zurück. Hier ging es nicht so wild wie bei den Bällen zur Weihnachtszeit zu. Die sommerlichen Tanzeien wurden als nette, anregende Feste betrachtet, wo auch die Jungverheirateten noch gelegentlich aufstanden und zur gutmütigen Erheiterung ihrer jüngeren Brüder und Schwestern altmodische Walzer und einen ängstlichen Foxtrott vorführten.

Warren McIntyre, der ohne großes Engagement in Yale studierte, war einer dieser Enttäuschten; er tastete in der Jacke seines Abendanzugs nach einer Zigarette und schlenderte auf die große, halb im Dunkeln liegende Veranda hinaus, wo die Paare an Tischen verstreut saßen und die von Lampions beleuchtete Nacht mit unbestimmten Worten und flüchtigem Lachen erfüllten. Er nickte hierhin und dorthin, wo die weniger mit sich selbst Beschäftigten saßen, und jedes Mal, wenn er an einem Paar vorbeikam, lief ein halbvergessenes Bruchstück einer Geschichte vor seinem geistigen Auge ab, denn es war keine große Stadt und jeder war ein *Who's who* aller anderen. Da saßen zum Beispiel Jim Strain und Ethel Demorest, die seit drei Jahren heimlich verlobt waren. Jeder wusste, dass sie ihn sofort heiraten würde, wenn es Jim gelingen sollte, sich mal zwei Monate lang an einer Arbeitsstelle zu halten. Trotzdem sahen sie so gelangweilt aus, und Ethel schaute Jim so müde an, als ob sie sich fragte, warum sie die Ranken ihrer Zuneigung gerade an eine so schwankende Pappel geheftet hatte.

Warren war neunzehn und bedauerte alle seine Freunde, die nicht nach Osten aufs College gegangen waren.

Aber wie alle Jungen gab er mächtig mit den Mädchen aus seiner Stadt an, wenn er weit genug weg war. Da war Genevieve Ormonde, die bei allen Bällen, Hauspartys und Footballschlachten in Princeton, Yale, Williams und Cornell die Runde machte. Da war die schwarzäugige Roberta Dillon, die in ihrem Jahrgang genauso berühmt war wie Hiram Johnson oder Ty Cobb; und natürlich war da Marjorie Harvey, die abgesehen davon, dass sie ein feenhaftes Gesicht und eine schnelle, verwirrende Zunge hatte, zu Recht auch dafür gefeiert wurde, dass sie beim letzten Pump and Slipper-Ball in Yale fünfmal hintereinander Rad geschlagen hatte.

Warren, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite aufgewachsen war, war schon seit Längerem »verrückt nach ihr«. Manchmal schien sie sein Gefühl mit einer blassen Dankbarkeit zu erwidern, aber sie hatte ihn mit ihrem unfehlbaren Test geprüft und ihm mit ernster Miene mitgeteilt, dass sie ihn nicht liebte. Der Test bestand darin, dass sie ihn immer vergaß, wenn sie nicht in seiner Nähe war, und Geschichten mit anderen Jungs anfing. Warren fand das entmutigend, besonders, weil sie den ganzen Sommer über kleine Reisen gemacht hatte und er jedes Mal, wenn sie wieder zu Hause war, auf dem Tisch in der Garderobe der Harveys mehrere Tage lang haufenweise Briefe gesehen hatte, die in verschiedenen männlichen Handschriften an Marjorie adressiert waren. Und um alles noch schlimmer zu machen, hatte sie auch noch den ganzen August Besuch von ihrer Cousine Bernice aus Eau Claire und es schien unmöglich, sie mal alleine zu treffen. Ständig musste man nach jemandem suchen, der sich um Bernice kümmerte, und je weiter der August voranschritt, desto schwieriger wurde das.

Obwohl er Marjorie anbetete, musste Warren doch zugeben, dass ihre Cousine Bernice irgendwie lahm war. Sie war hübsch, hatte dunkles Haar und einen schönen Teint, aber es machte keinen Spaß mit ihr auf einer Party. Jeden Samstag tanzte er einen langen, mühseligen Pflichttanz mit ihr, um Marjorie zu gefallen, aber er hatte sich immer nur gelangweilt in ihrer Gesellschaft.

»Warren –« Eine leise Stimme und eine Berührung an seinem Ellbogen unterbrachen seine Gedanken. Er wandte sich um und sah Marjorie, erhitzt und strahlend wie immer. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sofort begann er unmerklich zu glühen.

»Warren«, flüsterte sie. »Tu mir einen Gefallen und tanz mit Bernice. Sie hängt jetzt schon fast eine Stunde bei dem kleinen Otis Ormonde fest.«

Warrens Glühen verblasste.

»Klar, natürlich«, sagte er halbherzig.

»Es macht dir doch nichts aus, oder? Ich achte schon darauf, dass du nicht an ihr kleben bleibst.«

»Schon gut.«

Marjorie lächelte – und dieses Lächeln war Belohnung genug.

»Du bist ein Engel, ich bin dir total dankbar.«

Mit einem Seufzer sah der Engel sich auf der Veranda um, aber Bernice und Otis waren nirgends zu sehen. Er ging wieder hinein, und da fand er Otis vor der Damen-toilette inmitten einer Gruppe von jungen Männern, die sich vor Lachen krümmten. Otis schwenkte ein Stück Holz, das er aufgehoben hatte, und führte wilde Reden.

»Sie ist reingegangen, um sich die Haare zu richten«, erklärte er lautstark. »Und ich darf jetzt darauf warten, eine weitere Stunde mit ihr zu tanzen.«

Das Lachen erhab sich von Neuem.

»Warum klatscht sie von euch keiner ab?«, rief Otis empört. »Sie möchte auch etwas Abwechslung.«

»Aber Otis«, sagte einer der Freunde. »Du hast dich doch gerade erst an sie gewöhnt.«

»Was willst du denn mit dem Balken da?«, fragte Warren lächelnd.

»Welcher Balken? Ach, der? Das ist eine Keule, wenn sie wieder rauskommt, hau ich sie ihr über den Schädel und schubse sie wieder rein.«

Warren ließ sich auf ein Sofa fallen und lachte. »Keine Sorge, Otis«, sagte er schließlich. »Diesmal werd ich dich erlösen.«

Otis simulierte einen plötzlichen Ohnmachtsanfall und gab Warren den Stock.

»Falls du ihn brauchst, alter Junge«, sagte er heiser.

Ganz egal, wie schön oder klug ein Mädchen sein mag – wenn sie den Ruf hat, selten abgeklatscht zu werden, ist das eine heikle Lage auf einem Ball. Die jungen Männer finden ihre Gesellschaft vielleicht sogar reizvoller als die der vielen Schmetterlinge, mit denen sie ein Dutzend Mal am Abend tanzen, aber die Jazzgeneration ist nun einmal ruhelos, und die Vorstellung, einen ganzen Foxtrott mit demselben Mädchen zu tanzen, erscheint ihnen unangenehm, ja absolut grässlich. Wenn es gar um mehrere Tänze hintereinander geht, einschließlich der Pausen dazwischen, dann kann sie sicher sein, dass ihr der junge Mann, wenn er endlich abgelöst worden ist, nie wieder auf die eigensinnigen Zehen treten wird.

Warren tanzte den ganzen nächsten Tanz mit Bernice und führte sie schließlich – dankbar für die Unterbrechung – zu einem Tisch auf der Veranda. Es entstand eine

Pause, in der sie wenig imponierende Dinge mit ihrem Fächer tat.

»Hier ist es heißen als in Eau Claire«, sagte sie.

Warren unterdrückte ein Stöhnen und nickte. Das war – soweit er wusste – durchaus möglich. Müßig überlegte er, ob sie so wenig Aufmerksamkeit fand, weil sie eine schlechte Gesprächspartnerin war, oder ob sie eine schlechte Gesprächspartnerin war, weil sie so wenig Aufmerksamkeit fand.

»Bleibst du noch lange hier?«, fragte er, und dann wurde er rot. Womöglich erriet sie den Grund seiner Frage.

»Noch eine Woche«, erwiederte sie und starrte ihn an, um sich augenblicklich auf seine nächste Bemerkung zu stürzen, wenn sie seine Lippen verließ.

Warren zappelte herum. Einem plötzlichen barmherzigen Impuls folgend beschloss er, einen seiner Sprüche bei ihr zu probieren. Er wandte sich ihr zu und sah ihr in die Augen.

»Du hast einen richtigen Kussmund«, flüsterte er.

Das war ein Satz, den er gelegentlich bei College-Bällen benutzte, wenn er mit einem Mädchen in ähnlichem Halbdunkel saß. Bernice zuckte sichtlich zusammen. Sie wurde auf unattraktive Weise rot und hantierte ungeschickt mit dem Fächer. So etwas hatte noch nie jemand zu ihr gesagt.

»Frech!« – das Wort entfuhr ihr, ehe sie es richtig merkte, und sie biss sich sofort auf die Lippen. Viel zu spät entschloss sie sich, amüsiert zu sein, und schenkte ihm ein verlegenes Lächeln.

Warren war genervt. Er war es zwar gewöhnt, dass dieser Spruch nicht ernst genommen wurde, aber zumindest rief er doch meist ein Lachen oder ein paar Zeilen sentimentales Geplänkel hervor. Und er hasste es, wenn

man ihn frech nannte, außer natürlich im Scherz. Sein barmherziger Impuls erstarb, und er wechselte das Thema.

»Jim Strain und Ethel Demorest sitzen natürlich auch wieder draußen«, sagte er.

Das lag mehr auf ihrer Linie, aber in ihre Erleichterung über den Themenwechsel mischte sich auch ein leichtes Bedauern. Männer redeten nicht mit ihr über Kussmünster, aber sie wusste, dass sie mit anderen Mädchen über so etwas redeten.

»Oh ja«, sagte sie und lachte. »Ich habe gehört, dass sie sich schon seit Jahren anschwärmen – ohne einen roten Heller zu haben. Ist das nicht albern?«

Warrens Abneigung wuchs. Jim Strain war ein enger Freund seines Bruders, und außerdem fand er es ganz schlechten Stil, wenn man sich über Leute lustig machte, weil sie kein Geld hatten. Aber Bernice wollte sich gar nicht lustig machen. Sie war bloß nervös.

## 2

Als Marjorie und Bernice eine halbe Stunde nach Mitternacht nach Hause kamen, sagten sie sich am oberen Ende der Treppe gute Nacht. Sie waren Cousinen, standen sich aber nicht nahe. Genau betrachtet hatte Marjorie gar keine engen Freundinnen – sie hielt Mädchen für dumm. Bernice dagegen hatte sich sehr danach gesehnt, bei diesem von den Eltern arrangierten Besuch mit Kichern und Tränen gewürzte Geheimnisse auszutauschen. Sie hielt das für einen unverzichtbaren Faktor bei jedem Gespräch unter Frauen. Aber in dieser Hinsicht hatte sie Marjorie eher kalt gefunden; mit ihr zu reden war für Bernice

genauso schwierig wie die Gespräche mit Männern. Marjorie kicherte nie und hatte nie Angst, auch verlegen war sie nur selten. Sie hatte überhaupt nur sehr wenige von den Eigenschaften, die Bernice für angemessen und wunderbar weiblich hielt.

Als Bernice an diesem Abend mit ihrer Zahnpasta hantierte, fragte sie sich zum hundertsten Mal, warum ihr nie jemand Aufmerksamkeit schenkte, wenn sie von zu Hause weg war. Dass ihre Familie die reichste in Eau Claire war, dass ihre Mutter ständig Einladungen gab und vor jedem Ball ein kleines Abendessen für ihre Tochter, dass sie ihr sogar ein eigenes Auto gekauft hatte, in dem sie herumfahren konnte, hatte sie nie als wesentliche Faktoren für ihren gesellschaftlichen Erfolg in der Heimatstadt wahrgenommen. Wie die meisten Mädchen war sie mit dem lauwarmen Milchbrei von Annie Fellows Johnston und anderen Romanen gefüttert worden, in denen die Frauen wegen irgendwelcher geheimnisvollen weiblichen Qualitäten geliebt wurden, die ständig erwähnt, aber nie genau dargestellt wurden.

Bernice empfand einen vagen Schmerz darüber, dass sie nicht populär war. Sie wusste nicht, dass sie den ganzen Abend mit demselben jungen Mann getanzt hätte, wenn sich Marjorie nicht für sie eingesetzt hätte; aber sie wusste, dass sogar in Eau Claire viele Mädchen von weit aus bescheidenerer Stellung und geringerer Schönheit sehr viel mehr Aufsehen erregten. Sie führte das auf eine subtile Skrupellosigkeit dieser Mädchen zurück. Es hatte sie nie beunruhigt, und wenn es das getan hätte, dann hätte ihre Mutter sie damit beruhigt, dass die anderen Mädchen sich irgendwie billig machten, und die Männer in Wirklichkeit Mädchen wie sie schätzten.

Sie drehte das Licht im Bad aus, und beschloss aus einer Laune heraus, noch ein bisschen mit ihrer Tante Josephine zu plaudern, bei der noch Licht brannte. Ihre weichen Slipper glitten lautlos über den Teppich im Flur, aber als sie das Zimmer ihrer Tante erreichte, hörte sie Stimmen von drinnen. Sie schnappte ihren eigenen Namen auf, und ohne eigentlich lauschen zu wollen, blieb sie vor der nur angelehnten Tür stehen. Der Gesprächsfaden im Inneren durchschnitt ihr Bewusstsein so scharf, als würde er mit einer Nadel hindurchgezogen.

»Sie ist absolut hoffnungslos!« Das war Marjories Stimme. »Ach, ich weiß genau, was du sagen wirst! So viele Leute haben dir erzählt, wie hübsch und süß sie ist und wie gut sie kocht! Na und? Sie hat eine ganz miese Zeit hier. Die Männer mögen sie nicht.«

»Was ist schon ein bisschen billige Beliebtheit?« Mrs Harvey klang ärgerlich.

»Das ist das einzige Wichtige, wenn man achtzehn ist«, sagte Marjorie mit Nachdruck. »Ich hab doch mein Bestes getan. Ich bin höflich gewesen, ich hab die Männer gezwungen, mit ihr zu tanzen, aber die Männer langweilen sich nun mal nicht gern. Wenn ich diese fabelhafte Haarfarbe sehe, die an so ein Pusselchen verschwendet ist, und daran denke, was Martha Carey daraus machen würde – ach!«

»Es gibt keinen Anstand mehr heute.« Mrs Harveys Stimme implizierte, dass ihr das moderne Leben zu viel war. Als sie noch jung war, hatten alle jungen Mädchen, die zu guten Familien gehörten, immer eine herrliche Zeit.

»Na ja«, sagte Marjorie. »So eine lahme Ente kann man auf Dauer nicht durchschleppen. Heutzutage muss jedes Mädchen für sich selbst sorgen. Ich habe ihr sogar schon

Tipps wegen ihrer Kleider und anderer Dinge zu geben versucht, aber da ist sie bloß wütend geworden und hat mich ganz komisch angeschaut. Sie ist sensibel genug, um zu merken, dass sie nicht gut ankommt, aber ich wette, sie tröstet sich damit, dass sie denkt, sie ist tugendhaft und ich würde ein böses Ende nehmen, weil ich so leichtsinnig bin. So denken diese Mauerblümchen doch alle. Saure Trauben! Sarah Hopkins nennt Genevieve, Roberta und mich die ›Gardenien-Mädchen‹. Ich wette, sie würde zehn Jahre ihres Lebens und ihre feine europäische Erziehung geben, wenn sie dafür ein ›Gardenien-Mädchen‹ sein könnte, drei oder vier Männer hätte, die in sie verliebt sind, und beim Tanzen alle paar Schritte abgeklatscht würde.«

»Ich habe den Eindruck«, unterbrach Mrs Harvey etwas ermüdet, »dass du durchaus etwas für Bernice tun kannst. Ich weiß, dass sie nicht sehr temperamentvoll ist.«

Marjorie stöhnte. »Temperamentvoll! Du meine Güte! Ich habe noch nie gehört, dass sie zu einem Jungen etwas anderes gesagt hätte als: Heiß ist es hier, voll ist es hier, nächstes Jahr gehe ich nach New York auf die Uni. Manchmal fragt sie auch, was für Autos sie haben und erzählt ihnen, was sie für eins hat. Aufregend!«

Sie schwiegen kurz, und dann nahm Mrs Harvey ihren Refrain wieder auf: »Ich weiß nur, dass andere Mädchen, die nicht halb so attraktiv und süß sind, jederzeit Tanzpartner finden. Martha Carey zum Beispiel ist stämmig und laut, und ihre Mutter ist höchst gewöhnlich. Roberta Dillon ist dieses Jahr so dünn, dass man denkt, sie müsste nach Arizona. Und sie tanzt sich zu Tode.«

»Aber Mutter«, protestierte Marjorie ungeduldig. »Mar-

tha ist fröhlich und schrecklich witzig und clever, und Roberta ist eine fabelhafte Tänzerin. Sie ist schon seit Ewigkeiten so populär!«

Mrs Harvey gähnte.

»Ich glaube, es ist dieses verrückte Indianerblut bei Bernice«, fuhr Marjorie fort. »Vielleicht ist sie ein genetischer Rückfall. Die Indianerfrauen haben ja auch immer bloß rumgesessen und nie was gesagt.«

»Geh jetzt ins Bett, du dummes Kind«, lachte Mrs Harvey. »Ich hätte dir das nie erzählt, wenn ich gewusst hätte, dass du dir das merken würdest. Und die meisten deiner Ideen finde ich völlig idiotisch«, ergänzte sie schlaftrig.

Es entstand eine weitere Pause, in der Marjorie überlegte, ob es sich lohnte, ihre Mutter zu überzeugen. Frauen über vierzig können selten von irgendwas überzeugt werden. Mit achtzehn sind unsere Überzeugungen Berge, von denen wir herunterschauen; mit fünfundvierzig sind es Höhlen, in denen wir uns verstecken.

Nachdem sie sich das noch einmal vor Augen gehalten hatte, sagte Marjorie gute Nacht. Als sie auf den Flur trat, war er vollkommen leer.

### 3

Als Marjorie am nächsten Tag beim späten Frühstück saß, betrat Bernice das Zimmer mit einem sehr förmlichen Guten Morgen, setzte sich ihr gegenüber, sah sie aufmerksam an und befeuchtete leicht ihre Lippen.

»Hast du was auf dem Herzen?«, fragte Marjorie, etwas verwirrt.

Bernice machte eine Pause, ehe sie ihre Handgranate

warf. »Ich habe gehört, was du gestern über mich zu deiner Mutter gesagt hast.«

Marjorie war erschrocken, zeigte aber nur eine leichte Röte, und ihre Stimme blieb ruhig. »Wo warst du?«

»Auf dem Flur. Ich wollte zuerst gar nicht zuhören.«

Nach einem unfreiwilligen Blick der Verachtung senkte Marjorie den Blick und begann sich sehr für eine verirrte Frühstücksflocke zu interessieren, die sie auf ihrem Zeitgefänger balancierte.

»Ich glaube, ich sollte lieber nach Eau Claire zurückfahren – wenn ich so lästig bin«, sagte Bernice. Ihre Unterlippe zitterte heftig, als sie mit schwankender Stimme fortfuhr. »Ich habe versucht, nett zu sein, aber – erst bin ich ignoriert und dann beleidigt worden. Mich hat noch keiner besucht und ist so behandelt worden.«

Marjorie blieb stumm.

»Aber jetzt weiß ich ja, dass ich im Weg bin. Ich bin für dich eine Last. Deine Freunde mögen mich nicht.« Sie machte eine Pause. Dann erinnerte sie sich an eine weitere Kränkung. »Natürlich war ich wütend, als du letzte Woche anzudeuten versucht hast, mein Kleid wäre unvorteilhaft. Denkst du, ich wüsste nicht, wie man sich kleidet?«

»Nein«, murmelte Marjorie nicht allzu leise.

»Was?«

»Ich habe überhaupt nichts angedeutet«, sagte Marjorie lapidar. »Wenn ich mich recht erinnere, hab ich gesagt, dass es besser sei, ein vorteilhaftes Kleid dreimal hintereinander anzuziehen, als zwischendurch zwei Scheußlichkeiten zu tragen.«

»Findest du, dass das eine nette Bemerkung war?«

»Ich hab gar nicht versucht, nett zu sein.« Dann nach einer Pause. »Wann willst du denn fahren?«

Bernice sog scharf die Luft ein. »Oh!« Es war ein kleiner schmerzlicher Aufschrei.

Marjorie sah überrascht hoch. »Hattest du nicht gesagt, du wolltest nach Hause?«

»Ja, aber –«

»Ach so, du hast bloß geblufft!«

Sie starrten sich einen Augenblick über den Frühstückstisch an. Neblige Wellen senkten sich über den Blick von Bernice, während Marjorie den ziemlich harten Gesichtsausdruck zeigte, den sie aufsetzte, wenn ange-trunkene Erstsemester mit ihr zu schmusen versuchten.

»Du hast also geblufft«, wiederholte sie, als wäre von Bernice gar nichts anderes zu erwarten gewesen.

Bernice gab es zu, indem sie in Tränen ausbrach. Marjories Blick zeigte nur Langeweile.

»Du bist doch meine Cousine«, schluchzte Bernice. »Ich b-besuche dich doch. Ich sollte einen Monat lang bleiben – w-wenn ich jetzt nach Hause komme, wird es meine Mutter erfahren und sich f-fragen –«

Marjorie wartete, bis sich der Schwall von kaputten kleinen Wörtern in Schniefen auflöste. »Ich gebe dir mein Taschengeld für diesen Monat«, sagte sie kalt. »Dann kannst du die letzte Woche verbringen, wo du willst. Es gibt ein sehr hübsches kleines Hotel –«

Das Schluchzen wurde zu einem schrillen Flötenton, dann sprang Bernice abrupt auf und lief aus dem Zimmer.

Eine Stunde später, als Marjorie in der Bibliothek saß und intensiv damit beschäftigt war, einen der unverbindlichen, wunderbar ausweichenden Briefe zu verfassen, wie sie nur ein junges Mädchen zustande bringt, erschien Bernice wieder, rotäugig und angestrengt ruhig. Sie gönn-